

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 14.

Posen, den 10. Juli 1927.

Nr. 14.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

13. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

So stritt Margrit mit ihrer Seele die ganze Nacht — und noch viele, viele Nächte. Alle Selbstachtung verlor sie, bleich und schmal wurde sie und trug ihre verbotene Liebe wie ein Kreuz — jedermann sichtbar. Aber zur Stunde, die er ihr bestimmt, machte sie sich auf und ging zu ihrem Liebsten. Sie konnte nicht anders. Wäre sie tot auf dem Schragen gelegen, sie hätte müssen auferstehen und zu ihm gehen, wenn er rief.

Die Unseligen waren nicht imstande, ihre Leidenschaft zu verbergen. Jedermann spürte sie, der in ihre Nähe kam. Es war eine Glut um sie, selbst wenn sie nicht miteinander redeten und sich nicht anschauten. Es war aber seltsam, daß sich auf einmal alle im Hause gegen Margrit wandten und auf Judiths Seite traten. Sogar alle Liebe, die Margrit sich in dem vergangenen halben Jahr erworben hatte, verkehrte sich in ihr Gegenteil. Sie hatten alle etwas Reines, Feines, etwas Besseres in ihr geliebt, etwas, wonach sie sich unbewußt gesehnt und das sie lang verloren hatten. Nun sahen sie sich getäuscht und hielten sich für betrogen. Darum haßten sie Margrit und verfolgten sie und wurden daher lauter Späher und Verräter für das schuldige Paar.

Judith hätte der Schwester am liebsten Gift gegeben. Sie ließ sie stündlich ihren Haß fühlen und rächte sich an ihr mit der ganzen Grausamkeit, die in ihrer Natur lag. Gegen das Büblein war sie ganz verwandelt. Sei es, daß sie es nun endgültig aufgegeben hatte, ihren Gatten zurückzuerobern, sei es, daß sie nur ein Mittel suchte, Margrit zu treffen — sie zog das Kind zu sich und lehrte es, böse Worte gegen Margrit auszusprechen, die wie Geißelhiebe brannten, obwohl sie von unschuldigen Lippen kamen.

Zwischen Thomas und Judith kam es zu fürchterlichen Ausbrüchen. Jeden Vorwurf von ihr wies er höhnisch ab mit dem Hinweis auf das Kind, das sie ihm in die Ehe geschmuggelt. Am tiefsten traf er sie, als er ihr ins Gesicht sagte, daß er auch das Brennele nicht für sein Kind halte, das Brennele, das sie in heißer Lieb' von ihm empfangen und das ihm gleich, wie nur Vater und Kind sich gleichen. Aber das sah er nicht oder wollte es nicht sehen. Nur los wollte er von Judith, um jeden Preis. Davon wollte sie nichts wissen. Denn wenn auch allmählich sich in ihrer Seele Liebe zu Haß verkehrt hatte, so wollte sie doch dem Mann und der Schwester das Glück nicht gönnen. Wenn die lauten und rohen Reden und Flüche durchs Haus gellten, dann saß Margrit in ihrer Kammer, rang sich die Hände wund und konnte doch nicht die Kraft finden, zu gehen und dem unseligen Hause den Frieden wiederzugeben.

Einmal sprach die Schwanderin mit ihr. Sie tat selten den Mund auf, drum wogen ihre Worte um so schwerer. „Ist also das das End' vom Lied, daß du noch schlechter bist als all die andern?“ fragte sie die Tochter.

„Ich bin vom gleichen Blut wie sie, warum soll ich besser sein als die Schwestern?“ gab Margrit zurück.

„Weil du klüger bist. Deine Schwestern sind in ihr Elend getappt wie die Blinden, und der Herrgott wird's ihnen darum nit so schwer anrechnen. Aber du bist in einer andern Schul' gewesen, du hast gelernt, was gut und böse ist, und darum bist du die Schlechteste von allen sieben, und dir wird einmal der Herrgott nit verzeihen.“

„Ich weiß es,“ sagte Margrit und sah starr geradeaus.

„Gut denn, wenn du es weißt, so geh. Wenn der Thomas dich nimmer sieht, wird er sich wieder auf seine Pflicht besinnen. Und die Welt ist weit genug für so eine, wie du bist.“

„Ja, das ist alles wahr,“ sagte Margrit verzweifelt. „Aber ich kann nit. Schilt nit, es hat keinen Wert. Ich muß tun, was ich getan hab' und was der Thomas will. Ich hab' keine andre Wahl!“

„Und was, meinst du, soll denn draus werden zuletzt?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß nit. Es kommt, wie es kommen muß,“ antwortete Margrit.

„Dann gnad' uns Gott allesamt,“ sprach das Weib düster. „Ich wollt' aber, ich läg' unterm Boden und brauch' es nit mit anzusehen.“

„Ja, da wär' uns allen am wohlsten,“ sagte Margrit tonlos.

8.

Außerlich blieb auf dem Schwanderhof alles beim alten. Gäste kamen und gingen, aßen, tranken und zahlten. Was kümmerte es sie, ob Unfrieden im Hause war. Jeder hatte seine eigene Last zu tragen, und es war am besten, wenn man Dinge, die einen nichts angingen, nicht bemerkte.

Nur einer schien tiefer zu sehen und schärfer zu beobachten, was sich hier in der Stille unter den Leuten abspielte — das war der Hausierer Fuchslocher. Er kam regelmäßig zweimal wöchentlich vorbei, besorgte der Wirtin allerlei Botenaufträge, verkaufte den Knechten ihren „Schigg“ und ihren Knaster, der Schwanderin Faden und Nadelkram und pries dem Rätterle seine Traumbücher an.

Nun war das Rätterle eine geizige Person, die zwar gern ihre Träume gedeutet haben mochte, aber das Geld für das Traumbuch gern gespart hätte. Da hatte sie denn allemal, wenn der Fuchslocher kam, einen langen Diskurs mit ihm. Sie erzählte ihm ihre Träume, und er legte sie ihr aus wie Joseph dem Pharao. So war es auch eines Nachmittags, als Thomas grade über den Hof schritt. Aus jenem unerklärlichen Mißtrauen, das er gegen den Hausierer nicht los werden konnte, blieb Thomas stehen und hörte den beiden zu. Das Rätterle stand am Brunnen und wusch Kartoffeln. Der Handelsmann lehnte am Pfosten neben ihr und hielt das fettige, abgegriffene Weisheitsbuch in den Händen.

„Also von einer Hochzeit hast du geträumt? Das bedeutet eine Leich' . . .“

„Der Zug hat über ein Wasser müssen,“ sagte die Magd.

„War's trübes oder helles Wasser? Trübes Wasser sieht man nit gern im Traum.“

„Trüb ist's gewesen, trüb!“

„Wart, ich will sehen, was das bedeutet.“ Er blätterte eifrig in dem Traumbuch, indem er von Zeit zu Zeit den Finger anfeuchtete. —

Und plötzlich schlug eine Klarheit wie ein Blitz in Thomas' Kopf. Er starrte auf die Hände dieses Mannes, und von den Händen auf das Gesicht, und von diesem wieder auf die blätternden, feuchten Hände. So — genau so hatten die nämlichen Hände in einem Bündel Papieren geblättert, als Thomas damals aus dem fahrenden Zug gesprungen war. Das alles stand mit unheimlicher Klarheit wieder vor seinen Augen. Er sah sich mit dem Mantel voller Uhren im Abteil des Zuges sitzen, der von Basel ins Reich führt. Da steigt in die Höhe ein Mann zu ihm ein und setzt sich ihm gegenüber. Ein Mann mit einer blauen Brille und einem Vollbart. Die dunkle Brille hat ihn stutzig gemacht. Der Schaffner kommt und prüft die Karten. Und Thomas fängt einen blitzschnellen Blick des Schaffners auf. Der andere Fahrgast aber blättert scheinbar aufmerksam in seiner Brieftasche. Und da geht es dem Thomas durch den Kopf: der hat Lunte gerochen, der ist mir auf der Spur, das ist ein Kriminalist! Solang der Zug auf Schweizer Boden ist, kann er ihm nichts anhaben. Also heißt's handeln und nicht zaudern. Und er geht in den Abort und von dort in ein leeres Abteil — und heraus aus dem fahrenden Zug, und fort über die braunen Acker, dem Walde zu. Das Leben ist eingesezt, die Freiheit gewonnen. Und später hat er's erfahren, daß sie ihm damals auf den Socken gewesen sind. Das wär' gefehlt gewesen, wo er hundert Taschenuhren im Mantel gehabt hatte.

Und der stumme Fahrgast und der Hausierer Fuchslocher sind ein und dieselbe Person. Und jetzt ist der Kerl da und spürt und schnüffelt, und wer weiß, wie oft er, Thomas, den Kopf schon in der Schling' gehabt hat. Dazumal, wo er den großen Uhrentransport nach Frankfurt vermittelt hat — Donner, Donner! Kaum vierzehn Tage ist's her, und eine ganze Nacht waren die Uhren im Haus!

Weiß vor Wut geht Zwiggart auf den Händler zu: „Was soll das abergläubische Zeug bedeuten?“ fährt er den Verdunkten an. „Schert euch zum Satan mit euren Traumbüchern, euren Hosenträgern und eurem ganzen Trödel. Wir hier haben kein Geld für solchen Mist!“

Die Rätterle sieht den zornigen Hausherrn mit gesenktem Kopf an wie eine stöbige Kuh. Jetzt gönnt der einem nit einmal das Vergnügen! Der Fuchslocher steckt sein Buch in den Sack und nimmt seinen Tragladen wieder auf: „Euch ist wohl die Hitz' zu Kopf gesiegen, Hellerwirt?“

„Das geht euch einen Dreck an! Macht, daß Ihr die Platte pudt und kommt mir nimmer vor Augen, ich rat's euch im guten.“

Einen kurzen Augenblick messen sich die beiden Männer, weißglühende Wut steht in des einen, eisiger Hohn in des andern Zügen. Jeder erkennt im andern den ebenbürtigen Gegner. Abenteuerer sind sie beide, der eine für, der andre gegen das Gesetz, und sie wissen es. Dann zuckt der Händler die Achseln und nimmt die Maske wieder vor: „Nuch gut. Ich kann mein Sach auch woanders verkaufen, wenn ich hier auf der Unwerte bin.“ Und maufend schurft er davon.

Ein paar Tage ließ sich der Krämer nicht mehr sehen. Aber eines Abends, just als Thomas und Margrit fort waren, kam er doch wieder auf den Hof. Das war ein Wagnis, vor dem sogar Judith erschraf. „Was wollt Ihr hier? Er schlägt euch tot, wenn er euch findet“, sagte sie zu dem Ueberkühnen.

„Ja, das weiß ich. Drum sagt mir einen Ort, wo er mich nit findet, denn ich muß mit euch reden, Hellerwirtin.“

Nach kurzem Besinnen zog sie ihn in die Milchkam-

mer. Hinter sich schob sie den Riegel vor. Der Hausierer aber wies ihr plötzlich seine behördlich gestempelte und unterschriebene Ausweisarte vor.

„Kennet Ihr das? Ich bin Geheimkriminalist und dem Schmugglerkönig auf der Spur.“

Rastweiß wurde Judiths Gesicht. Aber sie sagte ohne Besinnen. „Da täuscht Ihr euch. Mein Mann schmuggelt nicht.“

„Soll ich eine Hausjuchung bei euch vornehmen?“

„Wie es euch bekeht“, sagte Judith kalt. Es war zufällig nichts im Hause, sie konnte ruhig sein.

„Hellerwirtin, leugnet nit, es hat keinen Zweck. Er ist angezeigt worden. Schon lang.“

„Dann ist's eine Verleumdung“, sagt sie mit eherner Stirn. „Wenn er solche Geschäfte machte, wüß' ich doch davon.“

„Das ist nit gesagt. Betrügt er euch in der Eh', so betrügt er euch auch im Handel.“

Judith zuckte zusammen und fragte kurz: „Geht euch das was an?“

„Nein — aber Ihr dauert mich, Hellerwirtin. Ihr könnt daheim euch in der Wirtschaft abhutzen — und er vertut euer Sach mit seiner Liebsten. Es ist doch euer Hof? Oder habt Ihr ihn eurem Mann verschrieben?“

„Nein, das nit.“

„Gut, so solltet Ihr auch ein Aug' drauf haben, was er draufgehen läßt.“

„Er gibt nit mehr aus wie immer.“

„Darum, weil er alles zusammenspart, und wenn er genug beleinander hat, so nimmt er sein Geld und sein Mäd'el und geht auf und davon. Dann könnt Ihr ihm nachpfeifen. Dann kriegt Ihr ihn nie wieder. Ich weiß mehr als Ihr.“

Judith verschränkte die Arme und sah ihn höhniisch an. „Zu was braucht Ihr dann noch meine Hilfe? Paakt ihn doch, wenn Ihr ihn schuldig glaubt.“

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Hiltbrunner.

Sommernächte.

Die Nacht sinkt in den Abend,
Die Nebel steigen kühl;
Aus Tiefen grauer Schluchten
Und über Wald und Bühl
Zieht sie in weitem Bogen:
Die ich emporgezogen
Aus Wassern, Wellen, Wogen,
Aus Glamm und giftigem Pfahl,
Was ihre Schatten logen.
Irrlichter mich betrogen,
Al' diese dunklen Mäh'n,
Die bestes Blut mir sog'en,
Die in mich selbst mich bogen:
Sind Nächte vor dem Blüh'n.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Drell Zuehl, Zürich, dem neu erschienenen Gedichtbände von Hermann Hiltbrunner „Erlösung vom Gesetz“ entnommen.)

Silly und die Banknote.

Sie war ein kleines Ladenmäd'el, jung, frisch, hübsch — aber ihre Ausichten waren klein. Ja, die armen Mäd'el stehen nun einmal nicht hoch im Kurs. Also wenn nicht ein wirkliches Wunder geschah, mußte sie ihr ganzes Leben lang Strümpfe und Handschuhe verkaufen und zur Post laufen und auf der Bank Geld einwechseln und den Kunden Rechnungen präsentieren, während andere, sehr oft weniger hübsche Damen in Autos und Luftschiffen fahren und sehr oft — Traum aller Träume — Motorboot über blaue Seen fahren, in Korbsesseln lehrend, vor sich auf dem Tisch eine Erdbeerbowle und einen großen Blumenstrauß in der Vase. Das war Silly's Traum. Schöner konnte das Leben nicht sein. Sie seufzte ein bißchen, wenn sie bescheiden im Sonntagskleidchen am Ufer stand und all die herrlichen Boote dahingleiten sah. Am Montag war das Bild immer noch ganz lebhaft in ihr, dann verblaszte es langsam, bis es am Sonnabend wieder austauchte, stärker, lodender als je. Ich, auch einmal in so einem schönen Boot fahren dürfen. Silly war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie mehr als einen Menschen auf der Straße anrannte, und erst als einer ihr eine grobe Bemerkung nachrief, wurde sie aufmerk-

Jama. Was sollte das Radumen am hellen lichten Tage nützen? Im zwanzigsten Jahrhundert passieren keine Wunder mehr, die Romantik ist tot! Billy kniff die Lippen zusammen und betrat die Bank, um die Gelber für die Lohnauszahlung abzuholen. Als sie sich dem Schalter näherte, sah sie einen Schein am Boden liegen, blickte sich und hob ihn auf. Es war ein wirklicher Tausendmarktschein, unverkennbar. Tausend Mark. . . die Fahrt im Motorboot. . . Herrliche Sonntage. . . Ausflüge, Erbbeerbonnen. . . ein einziger lächerlicher Schein, der so viel Glück einschloß! Billy mußte lächeln. Dieser dumme Schein! Wer mochte ihn verloren haben? Sie sah sich um. Niemand beachtete sie, alle waren an den Schaltern mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Wie sollte sie nur den Eigentümer finden? Vielleicht war der sehr betrübt, wenn er den Verlust bemerkte. Das Beste war wohl, den Kassierer zu fragen. Billy trat zu dem schlanken Herrn mit der kalten Mütze und legte den Schein auf den Tisch. „Ich habe hier eben tausend Mark gefunden“, sagte sie, „wem mögen die gehören?“ — Der Kassierer prüfte den Schein, zuckte die Achseln, hielt ebenfalls Umschau. Dann überlegte er. „Wenn das Geld binnen drei Tagen von dem Eigentümer nicht von uns zurückgefordert ist, ist es Ihr Eigentum. Wollen Sie sich dann bitte wieder hierher bemühen. Inzwischen darf ich Sie wohl bitten, uns Ihre Adresse anzugeben.“

Billy nannte Namen und Adresse. Ihr war förmlich schwindlig, als sie aus der Bank heraus trat. Noch drei Tage, dann vielleicht waren tausend Mark ihr eigen. Aber nein, sie würde sie doch nicht für überflüssige Dinge ausgeben, sie würde sie sparen, es war so hübsch, ein kleines Bankkonto zu haben als Rückhalt für schlechte Tage. . . Aber das Motorboot. . . Himmel, jetzt hatte sie vergessen, ihre Lohngeber abzuholen! Also mußte sie noch einmal umkehren und ihre Geschäfte erledigen.

Sehr verworren waren die drei Tage; es fiel Billy schwer, ihre Gedanken zusammenzufassen und den Käufern gerade die Sachen vorzulegen, die sie haben wollten. Die Stammkunden konnten gar nicht begreifen, was in das sonst so vernünftige, liebenswürdige Mädchen gefahren war. Drei Tage! Billy bezwang sich — sie ging auch am Donnerstag noch nicht hin —, sie wollte dem Eigentümer des Scheins Gelegenheit geben, sein Hab und Gut noch wiederzubekommen, und als sie sich am Freitag auf den Weg zur Bank machte, klopfte ihr Herz, als hätte sie einen schlimmen Streich vor. Es war sicher nicht recht, daß sie das Geld annahm, das ihr doch gar nicht gehörte! Was sollte sie nun tun? Jemand jemanden um Rat fragen, hätte keinen Sinn, denn alle ihre Bekannten hätten ihr gesagt: „Du bist wohl verrückt, daß du das Geld ablehnen willst, du hast es wohl nicht nötig.“ Nur ihre alte Mutter würde sie verstanden haben. Aber der hatte sie gar nichts von der Sache erzählt, um sie nicht aufzuregen. Nein, sie war doch ein selbständiger Mensch und mußte so handeln, wie ihr eigenes Gefühl ihr vorschrieb. Sie betrat die Bank und ging an den Schalter. Der Kassierer erkannte sie sofort. „Ja, mein Fräulein“, sagte er, als sie erötend vor ihm stand, „das Geld ist gleich am selben Tage abgeholt worden. Ein Gütsbesitzer aus der Umgegend hat es hier aus der Brieftasche verloren und konnte sogar die Nummer angeben. Wir haben ihm auf seinen Wunsch Ihre Adresse mitgeteilt.“

„Gott sei Dank, daß er sein Geld wiederbekommen hat“, sagte Billy. Wie dumm von ihr, sich fünf Tage lang anzuregen, und nun hatte das Schicksal ganz ohne ihr Zutun entschieden. Sie brauchte das Geld nicht anzunehmen, das sie doch nur bedrückt hätte, und brauchte es nicht abzulehnen, was ihrem Verstand doch als allzu töricht erschienen wäre. Erleichterten Herzens ging sie davon, und der Kassierer wunderte sich ein paar Minuten lang, daß es also doch noch heutzutage Idealisten gab. Einen Augenblick hatte er den Wunsch, dieses junge Mädchen näher kennen zu lernen, das so tapfer und gerade im Leben stand — aber sie war zu jung für ihn. Solche Gedanken waren unangemessen! Mit strenger Miene begann er seine Scheine zu zählen.

Als Billy am Abend nach Hause kam, fand sie einen Brief des Gütsbesitzers, der ihr für die Rückgabe seines Eigentums dankte und sie ersuchte, ihr einen Besuch machen zu dürfen. Drei Wochen später bat er sie, seine Frau zu werden. Er hat sie nicht vergeblich. Nein, die Romantik im Leben ist nicht tot. Sie hockt auf den Straßen und in den Häusern, sie wartet nur auf eine Gelegenheit, hervorzukommen und ihr Wunder tun zu dürfen. Gätten die Menschen sich nicht so dick und verstaubte Brillengläser aufgesetzt, würden sie die Blume der Romantik viel öfter finden.

Fortschritt.

Von Franz Blei.

Vor Jahrzehnten erzählte man uns im ersten Lateinunterricht, die Römer hätten keine besonderen Wörter für Bejahung und Verneinung gehabt. Kein „Ja“ und kein „Nein“. Wir Knirpsie sahen den Oberlehrer ungläubig an. (Es war auch Schwindel!) Nun, da die Köpfe grau werden, erleben wir es in unserer eigenen Sprache: im Deutschen kennt man kein „Ja“ und kein „Nein“ mehr.

„Siehst du den Zirkus?“ fragt ein Kind das andere im Gedränge vorm Schaufenster. „Haben Sie für mich bezahlt?“ lächelt die junge Frau in der Elektrischen der Freundin zu. „Haben Sie das Aktienpaket gekauft?“ erkundigt sich der Börsenmann bei seinem Begleiter. „Klar!“ wirt's zurück, oder „Ausgeschlossen!“ „Ja“ und „Nein“ sind verbraucht, abgenutzt, verpönt.

Schwierig ist es nur, diesen verwandelten Wörtern den ruhigen, sachlichen Ton von dem einstigen „Ja“ und „Nein“ zu

geben. Bei Anfängern gewinnt das „Klar“ gar zu leicht einen Neben Sinn: „Alter Esel, warum fragst du das?“ Aber das hören vielleicht nur wir Altmodischen heraus; — die Jungen nicht — ausgeschlossen!

An Frau Gertrud.

Von Hermann Gese.

Im einsamsten Gemach meines Schlosses, unter der Wölbung des schmalen Fensters, sitzt du oft, Freundliche unter meinen Toten. Ueber alles Zusammensein und Händehalten hinaus bauert noch deine unbegreifliche, gültige Gegenwart, wie eines Sternes, der verschollen ist und dessen Strahlen doch lange Zeiten noch zu uns reichen.

Ich kann nicht mehr zählen, wie oft ich unter dem Himmel der Vita Nuova gewandelt bin. Ich kann nicht zählen, wie oft ich bezweifelte, ein anderes Bild deiner Erscheinung zu finden.

Keine Schönheit, wenn nicht die jenes süßen Gedichtes, ist dir zu vergleichen. Mir ist oft, als wärest du die gewesen, die einst an dem entrückten Dante vorüberging, und wärest nur einmal noch über die Erde gewandelt im Schatten meiner sehnsüchtigen Jugend. Daß ich dich mit leiblichen Augen gesehen habe, daß deine Hand in der meinen lag, daß dein leichter Schritt neben dem meinen über den Boden ging, ist das nicht eine Gnade des Ueberirdischen, ist das nicht eine segnende Hand auf meiner Stirn, ein Blick aus verklärten Augen, eine Pforte, die mir in das Reich der ewigen Schönheit geöffnet wird?

In Schlafträumen sehe ich oft deine leibliche Gestalt und sehe die feingliedrigen weißen Finger deiner adligen Hände auf die Tasten des Flügels gelegt. Oder ich sehe dich gegen Abend stehen, die Farbenwende des erblaffenden Himmels betrachtend, mit den Augen, die von der wunderbaren Kenntnis des Schönen voll tiefen Glanzes waren. Diese Augen haben mir unzählige Künstlerträume gewedt und gerichtet. Sie sind vielleicht das Unsichärbare, was meinem Leben gegeben wurde; denn sie sind Sterne der Schönheit und Wahrhaftigkeit, voll Güte und Strenge, unbetrüglisch, richtend, bessernd und belohnend, Feinde und Mäher alles Unwerten, Unwesenhaften und Zufälligen. Sie geben Gesetze, sie prüfen, sie verurteilen, sie beglücken mit überschwinglichem Glück. Was ist Vorteil, was ist Günst, was ist Ruhm und menschliches Lob ohne die Gewährung und das gnädige Leuchten dieser unbestechlichen Lichter!

Der Tag ist laut und grausam, für Kinder und Krieger gerecht, und alles Tagleben ist von Angenügen durchtränkt. Ist nicht jeder eindämmende Abend eine Heimkehr, eine geöffnete Tür, ein Hörsbarwerden alles Ewigen? Du, Wunderbare, hast mich gelehrt, heimzukehren und mein Ohr den Stimmen der Ewigkeit zu öffnen. Du sagtest, als schon das letzte Tor bereit war, vor dir die Flügel aufzutun, zu mir die Worte: „Laß dir die Abende heilig sein und dränge ihr Schweigen nicht aus deiner Wohnung! Auch vergiß die Sterne nicht, denn sie sind die obersten Sinnbilder der Ewigkeit!“

In der Stunde, da wir unsere Freundschaft beschlossen, trat noch einer zu uns, unsichtbar und unbegreiflich, ein Geist und Schutzgott. Mir ist, er habe unsichtbare Gebärden eines Segnens über mir gemacht, und jene Worte geredet: Apparuit iam beatitudo vestra. Dieser ist seitdem bei mir geblieben und hat sich vielfältig oft an mir erwiesen, als ein Arm des Trostes, als ein Rätselbeuter, als Dritter eines Glückes. Oft war meine Hand zu Uebereilungen hingeboten, und er drängte sie zurück; oft war ich an einer Schönheit vorübergegangen, und er nötigte mich, still zu stehen und zurückzublicken; oft wollte ich ein grünes Glück vom Ast brechen, und er riet mir: „Warte noch!“

Was verständig und lebenswürdig ist, was holde Stimmen hat und töstliche Bedeutung, was selten, edel und von abgesondeter Schönheit ist, hat seitdem eine sichtbare Seite für mich und irgend einen Weg zu meinen Sinnen. Die Ströme in der Nacht reben mir deutlicher, die Sterne können nicht mehr ohne mein Mitwissen auf- und niedersteigen.

Dieser mein Tröster und unsichtbarer Dritter kam auch an einem Tage zu mir, da mein Herz den Taft verloren hatte und mein Auge zu erblinden schien. Er glättete meine Stirn, er lehnte sich zuweilen an mich und sagte mir etwas ins Ohr, er ging vorüber und drückte mir die Hand. Du aber lagest in lauter Leerosen gebettet, voller Frieden, voller Verklärung, freundlich, aber ohne Lächeln. Du lagst und rührtest keine Hand, lagst und warst kalt und weiß.

Diese Stunde erschien mir als eine unergründlich schwarze Nacht. Ich stand in dichter Finsternis und wußte nicht, wo ich war, ohne Nähe und Ferne, wie von erloschenen Lichtern umgeben. Ich stand unbewegt und fühlte auf allen Selten Abgründe neben mir offen, spürte nur meine ineinandergelegten Hände, hart und kalt, und glaubte an keinen Morgen mehr. Da stand der Tröster neben mir, umschlang mich mit festen Armen und bog mein Haupt zurück. Da sah ich im Zenit eines unsichtbaren Himmels inmitten der vollkommenen Finsternis einzig einen hellen, milden, strahlenlosen Stern von seliger Schönheit stehen. Als ich diesen sah, mußte ich eines Abends gedenken, an dem ich mit dir im Walde ging. Ich hatte meinen Arm um dich gelegt, und plötzlich zog ich dich ganz an mich her und bedeckte dein ganzes Gesicht mit schnellen, durstigen Küssen. Da erschrakst du, drängtest mich ab und sahst wie verwandelt aus. Und sagtest: „Laß, Lieber! Ich bin dir nicht zu Umarmungen gegeben. Der Tag ist nicht mehr

fern, an dem ou mich mit Händen und Lippen nicht mehr erreichen wirst. Aber dann kommt die Zeit, daß ich dir näher sein werde als heute und jemals." Die Nähe überfiel mich plötzlich mit unendlicher Süßigkeit, wie ein bölliges Aug in Auge, wie ein Kuß ohne Ende. Was ist alle Liebkosung gegen dieses namenlose Veremigtsein!

Auf Wanderungen durch die Orte, an denen wir beisammen waren, kam diese Wonne später noch manchmal über mich, schon lange Zeit nach deinem Tode. Einmal, als ich im Schwarzwald bergan durch einen dunklen Forst wanderte, sah ich deine helle Gestalt von der Höhe her mir entgegengehen. Du kamst mit deinem alten Händewinken den Berg herab, begegnetest mir und warst verschwunden, während zugleich deine Gegenwart mein Inneres süß und tief erfüllte.

Am häufigsten aber trittst du an den Himmel meiner Träume, wie am Tag meiner größten Finsternis, als der milde Stern der Gnade, voll seliger Schönheit.

An einem Abend, als Musik und lautes Gespräch dich bis in die letzten Gartenwege verfolgte, fand ich dich dort auf- und niedergehend, gab dir meinen Arm und begleitete dich. Da sagtest du: „Wenn ich nicht mehr hier sein werde, und wenn du selber einmal leiser geworden bist, wird vielleicht dieser vergangene Abend und mancher, der schon vergangen ist, dir gegenwärtiger und wirklicher sein als deine eigene Hand. Dann wirst du mitternachts irgendwo in deinem Zimmer wach sein, vielleicht weit von hier. Vor deinem Fenster aber wird die nahe Welt zurückweichen, und du wirst glauben, diesen Weg und uns beide darauf wandelnd zu sehen.“

Heute nun liegt dieser Abend vor mir, in die entfernte Musik mischen sich wieder unsere leisen Stimmen, daß ich nicht weiß, ob jener Abend oder der heutige wirklich und vom irdischen Monde erleuchtet ist.

Spanische Anekdoten.

Der Sieger.

Zwei Spanier hatten einen Ehrenhandel auszutragen und beschlossen, in einem Vorort von Madrid das Duell auszusuchen. Zufällig trafen sie auf dem Bahnhof am Fahrkartenschalter zusammen. Der erste nahm eine Rückfahrkarte, der andere nur eine einzelne. „Caramba,“ sagte der erste, „Sie erwarten gar nicht zurückzukommen, Herr! Ich nehme immer eine Rückfahrkarte.“ „Ich niemals,“ sagte der andere, „ich benutze für die Rückfahrt immer die Karte meines Gegners.“

*

Humanität.

Der Sekretär des englischen Tierschutzvereins, Kapitän Fairholme, kam auf einer Reise nach Barcelona und machte dort die betrübliche Entdeckung, daß keinerlei Vereinigung für die geplagte Kreatur eintrat. Sofort unternahm Fairholme die notwendigen Schritte bei den Behörden und konnte schon innerhalb zehn Tage später Einladungen zur Gründung eines Tierschutzvereins versenden. In der Versammlung riet er, die für den Verein notwendigen Mittel durch eine wohltätige Veranstaltung zu beschaffen. Er bat um Vorschläge. Da schrien die Mitglieder des zukünftigen Tierschutzvereins wie ein Mann:

„Einen Stierkampf!“

*

Spanischer Stolz.

Ein Bettler sitzt auf der Landstraße nach Madrid und streckt einem vorübergehenden Fremden die geöffnete Hand entgegen. „Schämen Sie sich nicht,“ fragt dieser empört, als er den kräftigen Menschen nichts-tuend herumlungern sieht, „ein Kerl, wie Sie, könnte doch wohl Arbeit finden!“ — „Mein Herr,“ erwiderte der Bettler, mit dem Stolz des echten Kastilers, „ich habe Sie um Geld, nicht um gute Ratschläge gebeten!“

Aus aller Welt.

Der Herr mit der guten Kinderstube. Zürich. Man machte seine Bekanntschaft in einer Sitzung des hiesigen Bezirksgerichts. Allerdings war er nicht freiwillig gekommen, o nein, er war gerufen worden, denn trotz der vortrefflichen Kinderstube, von der er behauptete, sie zu besitzen, hatte er sich einen kleinen Verstoß gegen die guten Sitten zuschulden kommen lassen. Es hatte damit folgende Bewandnis: Auf das Heiratsgesuch einer „Dame aus den ersten Kreisen“, die sich einen „interessanten, feinen Menschen“ als Lebensgefährten wünschte, hatte er sich gemeldet. Er sei zwar kein Engel, schrieb er ihr, aber im übrigen seien seine Bildung und Intelligenz, sein Takt, Charakter, Talent usw. von einer Beschaffenheit, die es ermögliche, selbst eine Dame aus den besten Kreisen zufriedenzustellen. Selbstverständlich wurde auch jede Discretion zugesichert. Nebenbei bemerkt, handelte es sich um einen 24jährigen Reisenden. Die sich nach einem interessanten, feinen Herrn sehnende Ingenieurin fühlte sich bewogen, ihm ein Stellbildchen zu geben, in dessen Verlauf der taktvolle Mann sie zu einem Abendessen in einem besseren Restaurant einlud. Ueber die weiteren Ereignisse fehlen nähere Angaben. Jedenfalls träumte die vom Glück Verauschte die ganze Nacht von dieser Begegnung und sah bereits das Paradies auf Erden entfliehen, als der Postbote am nächsten Morgen mit einem Einschreibebrief auf der Bildfläche erschien. Im ersten Augenblick glaubte sie einen formellen Heiratsantrag in Händen zu halten, doch fiel sie

beim Ueberfliegen der Zeilen plötzlich aus allen Dimmeln. Denn der Kabalier von gestern ersuchte sie mit Worten, die bestimmt in einer guten Kinderstube nicht üblich sind, um umgehende Einsendung seiner „Auslagen“; ja, er war sogar so ungalant, ihre Herkunft „aus ersten Kreisen“ zu bezweifeln. Um aber dieser juristisch auf etwas schwachen Füßen stehenden Forderung den nötigen Nachdruck zu geben, fügte er gleich die Bemerkung hinzu, daß er andernfalls die Sache durch den „Scheinwerfer“ werde beleuchten lassen. Diesmal — er soll auch bei anderen Gelegenheiten schon damit operiert haben — versang die Drohung aber nicht; vielmehr verwandelte sich das Turletäubchen auf einmal in eine Grinne und übergab die Angelegenheit dem Gericht, das den feinen, interessanten Mann mit der guten Kinderstube wegen Erpressung zu 14 Tagen Gefängnis verurteilte. Quersollte er den tief Entrüsteten spielen, benahm sich aber dann doch eines Bessern und nahm von einer Verurteilung Abstand, denn das Obergericht kann in solchen Fällen manchmal ganz eklig werden. Allmählich wurde es ihm klar, daß der Schuß den Schützen selbst getroffen hatte.

Der Vater von Locarno. Rom. Nach dem Resto del Carlino ziehen fortwährend von Genf aus Wallfahrten nach Locarno zu dem Hause, in dem in der Unterredung zwischen Luther und Briand der „Geist von Locarno“ geboren wurde. Die Wirtin zeigt den Pilgern das Zimmer, in dem die beiden Staatsmänner sich trafen, die Schemel, auf denen sie Platz nahmen, den Tisch, auf den sie ihre Arme stützten, die Wände, die ihre Blicke trafen. Die Wallfahrer betrachten dies alles mit stiller Andacht und religiösem Schweigen, und jeder von ihnen ist glücklich, wenn es ihm gelingt, eine Reliquie — ein Splitterchen vom Tisch oder den Schemeln, ein Stückchen Stuch von der Wand — zum ewigen Angedenken an den weisevollen Ort mit nach Hause zu nehmen. Gegenstand der größten Verehrung ist vor allem der Vater geworden, der sich in dem Raum aufhält; denn er war außer Briand und Luther das einzige lebende Wesen, das bei der Geburt des „Geistes von Locarno“ zugegen war. Um ihn haben sich Legenden gewoben. Luther soll ihn gestreichelt und Briand ihm Ueberreste des frugalen, gemeinsam mit Luther verzehrten Mahles gegeben haben, während sie über das Schicksal Europas sprachen. Eine der Pilgerinnen gibt der Wirtin ein Zeichen und flüstert ihr verstoßen zu, sie möchte sie im Nebenzimmer sprechen. Die Wirtin ahnt sofort, ohne daß sie noch die erste Frage vernommen, um was es sich handelt. Beinahe mit sittlicher Entrüstung lehnt sie den Vorschlag ab, das Tier, das sie als unerklärlichen Bestandteil des Zimmers verzeichne, zu verkaufen. Aber die Pilgerin bleibt fest, und endlich beginnt man über den Preis zu verhandeln. Die Wirtin behauptet, der Vater sei nicht mit Gold aufzuwiegen, aber schließlich gibt sie sich mit 50 Fränkl zufrieden. Das Tier wird in ein Körbchen gesteckt, und die Verkäuferin zieht mit ihm beglückt von dannen. Sie ahnt nicht, daß dieselbe Szene sich immer von neuem wiederholt und wiederholen wird — so lange es Vater in Locarno und Dummie in Genf gibt.

Ludy Charlie. Slim, „der Schlank“, wie die Amerikaner „unsern Jungen“, den „glücklichen Charlie“, den 25-jährigen Ozeanflieger nennen, ist der Sohn des verstorbenen Kongreßmitgliedes Lindbergh, der ein Freund Teddy Roosevelts war. Slim hatte sich auch vor seinem Abflug vom ältesten Sohne Roosevelts sechs Empfehlungsbriefe nach Paris mitgeben lassen, damit er in der unbekanntesten Weltstadt einen Menschen habe, der ihm an die Hand gehen könne. Nun, als er ankam, fand er genug Menschen, die ihm „an die Hand“ gingen, und seine Empfehlungsbriefe hatte er nicht mehr nötig. Ludy Charlie hat's sogar in Paris fertiggebracht, daß Marianne den strengen Gläubiger überm großen Teich nicht mehr Uncle Shlock, sondern wieder Uncle Sam nennt.

Fröhliche Ecke.

Warum Meyer lachte.

Der Beritt ist angetreten. „Still gestanden!“ Ulan Meyer — am linken Flügel — grinst. „Meyer, was haben Sie zu lachen?“ Meyer weist mit dem Finger vorwärts in den Staub des Kasernenhofes. „Herr Unt'offizier da liegt ein Froschen.“ „Ganze Abteilung lehrt!“ — „Ganze Abteilung Front!“ „Meyer, was haben Sie denn immer noch zu lachen?“ „Herr Unt'offizier, der Froschen ist weg!“

Ein guter Irid.

Schottische Zeitungen berichteten kürzlich von der Pfliffigkeit eines Mr. Brown aus Newcastle. Der zehnjährige Brown junior verlangte energisch von seinem Vater die sofortige Anlage einer reichhaltigen Briefmarkensammlung. Darauf versiel Mr. Brown, der Geldausgaben grundsätzlich scheut, auf folgenden Ausweg: Er inserierte in einer großen, in aller Welt verbreiteten Londoner Zeitung: „Wer heiratet mich? Bin jung, hübsch und gesund. Mitgift 50 000 Pfund. Suche gebildeten Mann. Vermögen nicht erforderlich.“ Darauf erhielt Mr. Brown nicht weniger als 25 000 Angebote aus aller Herren Länder und sein Sohn kostenlos eine — Briefmarkensammlung.

Dreizeilen-Novelle.

Herr Schickedanz treibt jeden Morgen nach dem Aufstehen eine Stunde anstrengende Gymnastik. Dann geht er ins Bureau. Uberschrift: Nach getaner Arbeit ist gut ruhn. S. S.

Verantwortlich: Hauptkassierleiter Roberti Styra, Poznan.